ihres Mannes glaubte und seine Handlungsweise zu entschuldigen suchte. Aber er wußte es besser. Frauen denken ja immer mit dem Herzen. So würde auch die Mutter tun, wenn sie es wüßte, aber diesen Schlag mußte er vermeiden. Dennoch fühlte er, daß das Argument des Arztes in diesem Falle nicht ausreichte, um sie von ihrem Verlangen abzubringen, und er sann angestrengt darüber nach, wie er diese Klippe umschiffen konnte.

„Nun gut", begann er endlich, im Gehen innehaltend, „wir wollen Marie und Herbert kommen lassen, wenn du durchaus willst, mit den Kindern. Ist es so gut?"

Wieder sah sie ihn an mit dem Lächeln um ihre Lippen, aber in ihren Augen blieb der unerschütterliche Widerstand.

„Aber ich als Arzt", regte er sich auf, „weiß doch wohl, warum ich das sage. Es ist wirklich zu viel für dich, wenn Annie und Paul auch kommen." Und mildernd fügte er hinzu: „Oder höchstens ... Annie allein ..."

Er blieb vor ihr stehen und strich mit der Hand über ihr silbernes Haar. Er sah ihre frohen Augen, und plötzlich hatte er das Gefühl, als ob sie auf etwas wartete. Aber noch gab sie nicht nach.

„Nein, Lieber," sagte sie, „Annie soll nicht allein kommen, denn Paul gehört dazu. Du weißt doch, daß die beiden nicht ohne einander sein können."

Er fühlte, daß nun alles verloren war. Jetzt mußte er es ihr so vorsichtig wie irgend möglich erklären. Aber es war so schwierig, so gefährlich, daß es ihm eine wahre Erleichterung war, daß, bevor er etwas erwidern konnte, das Telephon läutete. Seine Frau saß neben dem Apparat und nahm den Hörer ab. Mit einem Male wurde ihm klar, daß sie hierauf gewartet hatte. Er sah es an allem — an ihren Augen, an ihrem Mienenspiel und an der Art, mit der sie ihr Haar aus der Stirn strich.

„Hallo", sagte sie, „hier bin ich ... ja, Mutter! Guten Tag, Paul ... hast du meinen Brief erhalten? ... Ach, Paul, das wußte ich, das habe ich sofort gewußt ... Zu spät, Paul? Zu spät? Nein, das ist es niemals, glaub das einer alten Frau ..." Und Annie? ... Ach, Junge, was wißt ihr Männer schon von der Liebe einer Frau? ... Natürlich, Paul, mußt du kommen ... alles, alles wird wieder wie früher, zweifele nicht daran ... Mit meinem Herzen? ... Beunruhige dich nicht, es ist stark ... es ist ein Frauenherz ..."

FEURIO

Humoreske von Hanns H. Roessink.

„Gemeindevorsteher, es brennt!"

„Wo?"

„Bei Muskottens."

„Muskottens? Endlich!"

Der Häuptling des Dorfes Niederquerbach, der auf diese Weise seiner Teilnahme an dem Geschehen in seiner Gemeinde Ausdruck verlieh, war der Großbauer Schulte-Stilling, der gerade auf seinem Hofe stand und dem Knecht beim Mistfahren zusah.

„Wie ist es gekommen?"

Der Ueberbringer der Meldung, eine Magd vom Nachbarhof, zuckte mit den Schultern.

Einen Augenblick schien es, als ob sich des Bauern Gesicht in amtliche Falten legen wollte, aber dann sagte er nur: „Schön! Ist egal! Hauptsache, daß es brennt! Ich komme gleich!"

Die Magd lief fort, und Schulte-Stilling trat ins Haus.

„Es brennt," sagte er zu seiner Frau. „Der alten Muskotten ihre Spelunke! Endlich! Drei Jahre habe ich mir das gewünscht!"

„Versündige dich nicht," murmelte die Bäuerin, aber der Gemeindevorsteher hatte sich bereits in seine Feuerwehruniform geworfen und war hinausgeeilt.

Vor der baufälligen Hütte, die der Witwe Muskotten und ihren Kindern nebst Vieh zur Wohnung diente, ging es bereits lebhaft zu, wozu die Eigentümerin des Anwesens, ein als etwas beschränkt bekanntes altes Weibchen, selber das meiste beitrug. Mit beschwörend zum Himmel erhobenen Händen rannte sie heulend vor der zunächst noch recht bescheidenen Glut auf und ab. Die Leute aber unterhielten sich über die Versicherungssumme, mit der man endlich ein Häuschen bauen würde, das sich neben den übrigen stattlichen Niederquerbacher Behausungen sehen lassen könne und nicht mehr wie die alte Hütte das wohlansehnliche Dorf verschandeln würde.

Gespannt sah man dem Eintreffen des Gemeindevorstehers entgegen. Dessen erste Tat, war, der schwergeprüften Witwe das Beileid des Dorfes auszusprechen und ihr im übrigen zu verbieten, mit ihrem albernen Geplärre fortzufahren. Die Frau zog sich darauf getröstet zurück und legte ihr Schicksal vertrauensvoll in die erfahrenen Hände des Dorfobristen.

Der rief die angesehensten Bauern zusammen und hielt eine kurze Ansprache, deren Inhalt lautete:

„Dorfgenossen! Was brennt, das brennt! Das gibt glatte Rechnung für die Versicherung. Oder hat einer von Euch Lust, wegen so einer Kate sich die Finger zu verbrennen?" Allgemeines Schweigen. „Na also!"

Er hörte auf zu reden und war jetzt ganz Kommandant der Freiwilligen Feuerwehr. Die Mannschaften waren mit der Spritze herangerückt, und vier Mann standen griffbereit an der Pumpe. Ein vernichtender Blick des Anführers traf sie.

„Alle Mann ins Haus!" gebot er. „Wir retten zuerst das Mobiliar." Die Feuerwehr verschwand im Hause. Fünf Minuten lang hörte man drinnen die Kommandostimme des Großbauern. Es begann ein eifriges Schleppen mit Betten und Tischen und Stühlen. Dabei fiel eine Petroleumlampe um und ergoß ihren Inhalt über den Fußboden. Alle Fenster wurden aufgerissen, durch die Küchenwand ein Loch geschlagen. Eine Viertelstunde später brannte die Bude lichterloh. Nun begann man zu löschen. Ein paar dünne Wasserstrahlen flogen ins Feuer hinein. Sodann hielt der Gemeindevorsteher eine zweite Ansprache, diesmal an das ganze versammelte Volk:

„Dorfgenossen! Ein furchtbares Unglück hat unsere liebe Mitbürgerin Jakoba Muskotten betroffen. Wir alle fühlen mit ihr. Die Entstehungsursache des Brandes ist unbekannt. Wir haben getan, was wir konnten. Weitere Löscharbeit hat keinen Zweck. Hoffnungslos weicht der Mensch der Götterstärke! Der Schaden ist durch Versicherung gedeckt, und neues Leben blüht aus den Ruinen!"

In diesem weihevollen Augenblick ertönte von der Landstraße her anhaltendes Schellengeläut, verbunden mit lebhaftem Pferdegetrappel.

„Die Feuerwehr von Oberquerbach!" riefen verschiedene bestürzt.

Der Dorfobrist von Niederquerbach trat seinem Amtsgenossen vom Nachbardorf entgegen wie ein Gladiator, der zu allem entschlossen ist. Es wurde ein eisiger Empfang, der die Oberquerbacher völlig verdutzte.

„Es hat nichts zu bedeuten," sagte Großbauer Schulte-Stilling zu ihnen, „geht nur wieder nach Hause! Ein kleines Feuerchen, das ist alles. Das kriegen wir schon aus, wir allein!"

Die Oberquerbacher, insonderheit ihr Kommandant, empfanden das als eine beleidigende Herabwürdigung ihrer feuerwehrlichen Qualitäten. Sie begannen zu schimpfen und machten Miene, selbständig die Löscharbeiten aufzunehmen.

Aber da sprang der Gemeindevorsteher von Niederquerbach wie ein gereizter Eberund vor die bedrohte Selbstverwaltung seines Dorfes. Ein kurzes, knappes Kommando ertönte, und in demselben Augenblick, wo der erste Oberquerbacher Wasserstrahl in die Gluten spritzte, ergoß sich von der Niederquerbacher Spritze her ein anderer nasser Strahl mitten hinein in die Bedienungsmannschaft des ungerufenen, feindlichen Brandwagens.

Die Wirkung war furchtbar. Es entstand eine großangelegte Keilerei, die mit dem Rückzug der Oberquerbacher endete. Keine menschliche Tücke störte mehr das friedliche Niederbrennen der Muskottenschen Hütte.

Doch das böse Gewissen regte sich sogleich hinterdrein, und die Notabeln von Niederquerbach begaben sich noch an demselben Tage nach dem Nachbardorf, wo sie mit ihren Standesgenossen eine wichtige Konferenz abhielten. Es wurde ein Kompromiß geschlossen. Die Oberquerbacher würdigten die Beweggründe der Niederquerbacher bei der heutigen Ablehnung der freundnachbarlichen Dienste und verpflichteten sich zugunsten der gemeinsamen Querbacher Belange zur Geheimhaltung, wogegen Niederquerbach einen seit langem zwischen den beiden Dörfern anhängigen Streitfall um eine Kuhweide durch Nachgeben aus der Welt schaffte. Tableau!

Heitere Welt

Die gestohlene Gans.

Das sind nicht immer die frömmsten, so fromme Sprüche im Munde führen; es können sogar Gänsediebe darunter sein.

Ein armer Mann, der nicht viel zu beißen hatte, aber darum doch hätte ehrlich bleiben sollen, hatte einmal eine Gans gekauft, bevor sie feil geworden war. Gerade um die Essenszeit kam dem Mann, der die Gans verloren hatte, ein Argwohn auf den armen Mann, ob dieser ihm nicht die Gans gestohlen habe. „Ich will doch einmal an das Fenster schleichen und horchen, ob sie nicht die Gans essen oder davon reden", sprach er zu seiner Frau. „Ja, tu das", sagte sie, und er ging hin. Wie er an das Haus kommt — er meint, man merke ihn nicht, aber der Gänsedieb drinnen hat ihn schon in acht genommen —, da sitzen sie um den Tisch herum, löffeln die Suppe und freuen sich auf die Gans, die in der Küche gebraten steht und nachfolgen soll. Der Vater gibt Frau und Kindern heimlich einen Wink und sagt laut, daß der vor dem Fenster draußen es gut hört: „Liebe Kinder, eßt euer Habermus, betet und seid fromm und laßt den Leuten ihre Gäns in Ruh', damit sie nicht über uns klagen können." Als der Mann das hörte, zog er von dannen und sagte zu seiner Frau: „Wahrlich der arme Mann ist unschuldig." Währenddessen ließ der fromme Dieb mit seiner Familie die Gans so wohl schmecken, daß ihnen das Fett am Maule herablief.

Sonntagsfreude

Unterhaltungsbeilage der Brühler Zeitung

Nr. 16 Sonntag, den 14. April Jahrgang 1929

DER KASSENBOTE

Kriminalerzählung von W. Kabel.

1.

„So, das wäre erledigt", sagte der Direktor der juristischen Abteilung der großen Lebensversicherungsgesellschaft zu dem jungen Mädchen, dem er soeben einen längeren Bericht auf der Schreibmaschine diktiert hatte.

Grete Manfred, eine zierliche Blondine mit einem feinen, sympathischen Gesichtchen, packte daraufhin die fertigen Blätter zusammen, stülpte den Deckel über die Maschine und wollte sich mit einem bescheidenen „guten Tag, Herr Direktor" in das Nebenzimmer begeben, wo sie für gewöhnlich mit einigen Kolleginnen arbeitete, als der alte Herr, der wegen seiner stets gleichbleibenden Freundlichkeit bei allen Angestellten recht beliebt war, sie nochmals zurückrief.

„Sie könnten mir einen Gefallen tun, liebes Fräulein", meinte er mit einer Höflichkeit, die ihm offenbar zur zweiten Natur geworden war. „Ich habe hier einen dringenden Brief, den ich eigentlich schon heute morgen befördern lassen wollte. Ich vergaß es jedoch. Bitte, liefern Sie ihn doch an Ort und Stelle ab. Die genaue Adresse steht hier auf dem Umschlag. Am besten, Sie benützen die Linie 69, die Sie bis vor die Tür bringt. Das Fahrgeld will ich Ihnen auch gleich aushändigen. So, und da wir nur bis fünf Uhr Dienststunden haben, lohnt es sich nicht mehr, daß Sie noch einmal in das Bureau zurückkommen. — Ade, denn also, Fräulein Manfred."

Wenige Minuten später stand Grete Manfred auf der Straße. Vor den Stößen des scharfen Herbstwindes, der staubaufwirbelnd über den Fahrdamm hinfuhr, knöpfte sie das Jackett ihres dunkelgrauen Kostüms, das trotz mancher kleinen Schäden die Eigenheit der Besitzerin verriet, fester zu und begab sich dann nach der nächsten Haltestelle der Straßenbahn.

Im Stillen war sie ihrem Chef, dem gütigen Direktor Grunwald, so recht von Herzen dankbar, daß er ihr heute wieder einmal zwei freudig begrüßte Freistunden verschafft hatte. Denn der Brief hätte doch auch durch einen der vielen Boten, über die die Gesellschaft verfügte, bestellt werden können.

Daß der Direktor just mit diesem Auftrage betraute, war doch sicherlich nur aus dem Grunde geschehen, um ihr ein kleine Erholung zu gönnen.

Direktor Grunwald schätzte sie als pünktliche, gewandte Arbeiterin; das wußte sie. Schon oft hatte er ihr ähnliche Beweise seines wohlwollenden Interesses gegeben, durch die sie aber nicht etwa selbstbewußter geworden war, sondern nur zu noch gewissenhafterer Pflichterfüllung angespornt wurde.

Nachdem sie den Brief abgeliefert hatte, machte sie sich zu Fuß auf den Heimweg.

Die Wohnung ihrer Eltern lag keine Viertelstunde entfernt, und da wollte sie den frischen Nachmittag noch zu einem kurzen Spaziergang benutzen.

Wie sie dann gerade den Bischofsplatz, auf dem große Scharen lärmender Kinder umhertollten, überquerte, wurde sie von einem jungen Manne angerufen, der auf einer der Bänke in der Nähe des Springbrunnens gesessen hatte.

„Wo kommst du denn jetzt her?" fragte Fritz Manfred forschend und streckte ihr zum Gruß die Hand entgegen, in die diese jedoch nur widerwillig einschlug.

Der gute Hirt

Herr Jesu, guter Hirte Du,
Der für die Schafe gab sein Leben!
Führ' Alle Deinem Schafstall zu,
Die Deiner Hut noch nicht ergeben!

Die noch im Irrtum, Wahn und Nacht,
Im Wüstensand, in Sumpf und Heide
Hinschmachten: Herr, hab' ihrer Acht
Und führe sie auf gute Weide!

Und stärke All' im Hirtenamt,
Die Du zu Hirten hast erkoren,
Daß treue Lieb' ihr Herz entflammt,
Und daß kein Schäflein geht verloren!

Gib, daß auf weitem Erdenkreis
Kein Gotteshirt zum Mietling werde!
Hilf, höchster Hort, daß Dir zum Preis
Bald sei Ein Hirt und Eine Herde!

E. J. Schmitz.

Er bemerkte ihre zögernde Bewegung nur zu gut. In sein blasses, verlebtes Gesicht trat ein höhnischer Ausdruck.

„Du kannst mir schon ruhig, wie sichs unter Geschwistern gehört, guten Tag sagen, besonders, wenn man sich seit Wochen nicht mehr gesehen hat", meinte er spitz.

„Oder gehörst du auch zu den Menschen, die einem reuigen Sünder einen Fehltritt nie vergessen? Zu deiner Beruhigung will ich dir nur gleich sagen, daß ich das alte Bummelleben, nachdem Vater mich als ungeratenen Sohn vor die Tür gesetzt hat, aufgehoben habe und mir seit einem Monat bei dem Spediteur Engelke als Kutscher mein Brot redlich verdiene.

Dort kann ich wenigstens meine Vorliebe für Pferde, die ich früher leider meistenteils auf Rennplätzen betätigte, praktisch entfalten."

Sie waren inzwischen in eine stille Seitenstraße eingebogen und gingen langsam nebeneinander her. Grete hatte sich nach der ersten Ueberraschung inzwischen wieder so weit gesammelt, daß sie jetzt an den Bruder die Frage richten konnte, die sich ihr notwendig aufdrängen mußte.

„Kutscher bei der Speditionsfirma Engelke? Und da gehst du jetzt schon nachmittags vier Uhr in deinem besten Anzug spazieren?" meinte sie mißtrauisch.

Er runzelte ärgerlich die Stirn.

„Ich hatte auf dem Meldeamt zu tun", erwiderte er barschen Tones. „Da habe ich mir von Mittag an freigenommen. Ich sollte eine Verhandlung mitmachen, was aber unmöglich ist, da wir im Geschäft um diese Zeit stets alle Hände voll zu tun haben. Deine Zweifel an meiner Aufrichtigkeit sind also höchst überflüssig. Meinetwegen erkundige dich doch bei Engelke, ob ich dort nicht schon vom Ersten ab arbeite."

Gretes Argwohn war nun wirklich zerstört.

„Ich glaube dir ja, Fritz," sagte sie freundlicheren Tones. „Daß man nicht sofort alles für bare Münze nimmt, was du sprichst, kannst du einem nach den Erfahrungen, die wir mit dir gemacht haben, wohl nicht verargen. Aber ich will dich nicht kränken.

Wenn einer über diese Aenderung zum Besseren in deiner Lebensführung von Herzen froh ist, so bin ich's. Auch den Eltern will ich davon erzählen. Hat Vater erst gesehen, daß es dir mit dem neuen Lebenswandel wirklich ernst ist, so wird er sicherlich alles Gewesene gerne vergessen.

Aber wo wohnst du denn jetzt eigentlich Fritz?", fuhr sie nach kurzer Pause fort, als er auf ihre letzte Bemerkung nicht gleich etwas entgegnete.

„In der Kleiststraße 33, bei einer Witwe", antwortete er bereitwillig.

Und dann begann er ganz begeistert zu erzählen, wie er bei Engelke die seiner Obhut anvertrauten Pferde bereits in diesen vier Wochen prächtig aufgefüttert habe, sprach auch von seiner sonstigen Tätigkeit, die seiner Schilderung nach anstrengend sein mußte.

Als dann auch dieses Thema erschöpft war, begann er sie nach dem Ergehen ihrer Eltern und ihren gemeinsamen Bekannten auszufragen.

„Ich fühle mich manchmal doch recht einsam, seit ich von euch fort bin", meinte er im Laufe des Gesprächs.

„Auch das Essen in der Kneipe schmeckt mir nicht. Vielleicht erlaubt Vater, daß ich wieder zu euch zurückziehe. Du kannst ja mal sehen, wie er darüber denkt. Vielleicht schreibst du mir gelegentlich ein paar Zeilen. Vergiß nicht, Kleiststraße 33, bei Witwe Lederer, — ja, Lederer. Was ich fragen wollte. Wie steht eigentlich deine Sache mit Ernst Hartung? Will dessen Mutter noch immer nichts von eurer Verlobung wissen?"

Grete seufzte traurig auf.

„Frage lieber gar nicht danach. Ich fürchte, dieser Herzenswunsch wird mir nie in Erfüllung gehen."

Er begann schnell von etwas anderem zu sprechen. So viel Zartgefühl schien er doch zu besitzen. Erst in der Nähe der Pionierstraße, wo der Buchbindermeister Manfred in einem Gartenhause eine Zwei-Zimmerwohnung seit Jahren inne hatte, trennten sich die zwei Geschwister dann mit beinahe herzlichem Händedruck.

Als Grete das zugleich als Arbeitsraum dienende Wohnzimmer betrat, fand sie die Eltern, wie immer, in eifrigster Tätigkeit. Die Mutter, eine korpulente, kleine Frau, mit müdem, schnell gealtertem Gesicht, hantierte mit dem Kleisterpinsel herum und bestrich die Rücken der in großen Rahmen eingespannten, noch deckenlosen Bücher.

Der alte Manfred war eben dabei, mit der Maschine eine andere Serie frisch gebundener Bücher zu beschneiden. Man merkte es seinem ganzen Aeußeren an, daß das Leben ihm hart mitgespielt und keine Enttäuschungen erspart hatte. Seine gebückte, fast schon greisenhafte Haltung, die trüben Augen und die leicht zitternden Hände redeten eine deutliche Sprache.

Wie jetzt seine Tochter ihn mit warmer Herzlichkeit begrüßte und ein unterwegs gekauftes Päckchen Tabak vor ihn hinlegte — auch Frau Manfred war mit einer Düte billigen Konfekts bedacht worden — flog ein frohes Leuchten über sein welkes Antlitz.

„Kind, Kind! Wie leichtsinnig!" wehrte er, allerdings mit freudigen Augen ab.

„Laß nur, Vater", sagte sie, ihm zärtlich den Arm auf die Schulter legend. „Auf die eine Mark kommt es mir wirklich nicht an, zumal ich — ja denkt euch — wieder Zulage bekommen habe — ganze zehn Mark! Ich stehe mich jetzt am besten von allen Tipp-Damen bei uns."

Damit holte sie ihre Börse hervor und zählte vierzehn blanke Goldstücke auf den Arbeitstisch hin, von denen sie dann zwölf der Mutter in die Hände drückte — ihren Beitrag gemeinsamer Wirtschaftsführung.

„Was, Vater, wenn wir nicht die Grete hätten", sagte Frau Manfred ganz gerührt und schloß das Geld in ein kleines Kästchen ein, welches sie dann zwischen einigen großen Wäschestücken in der obersten Kommodenschublade verbarg.

„Nachher will ich gleich zum Hausverwalter gehen und die Miete bezahlen", meinte sie zu ihrer Arbeit zurückkehrend.

„Von diesem Monat ist auch noch ein Rest von zwölf Mark geblieben. Dann brauche ich mich nicht mehr jeden Tag mahnen zu lassen, und die Hartung von nebenan wird mich nicht mehr so höhnisch anlächeln, wenn sie mir auf der Treppe begegnet — die aufgeblasene Person!

Als ob wir nicht ebenso ehrlich schufteten wie sie! Daß Vaters Krankheit uns in Schulden gebracht hat, dafür können wir doch nichts."

Das junge Mädchen hatte sich inzwischen ein einfaches Hauskleid übergeworfen, eine große Schürze vorgebunden und half jetzt der Mutter, die die gehefteten Bücher in die Deckel einzukleben begann.

Hierbei erfuhren die Eltern dann auch von der Begegnung mit Fritz auf dem Bischofsplatz.

„Wenn der Junge sich wirklich wieder an ordentliche Arbeit gewöhnt hat", meinte Meister Manfred bedächtig, „so habe ich nichts dagegen, daß er zu uns zieht. Erst wollen wir aber noch abwarten. Solche Anläufe zur Besserung hat er bereits ein paarmal gemacht. Leider hielt's nie lange an. Aber hoffen wir das Beste."

Nach einer Stunde fleißigen Schaffens begab sich Frau Manfred dann zu dem Hausverwalter hinab. Es dauerte eine geraume Weile, bis sie zurückkehrte.

Und ganz aufgeregt war sie, als sie wieder ins Zimmer trat. Neben der Mietsquittung hielt sie eine Zeitung in der Hand.

„Ein Unglück, Grete — Ernst Hartung" Ihr versagte vor Erregung die Stimme.

Schon hatte das junge Mädchen ihr die Zeitung förmlich aus der Hand gerissen.

Das wurde ein trauriger Abschluß dieses bisher so gut verlaufenen Tages.

Unverstanden

Unverstanden im Denken,
Unverstanden im Ziel,
Unverstanden im Streben,
Unverstanden im Spiel.

Unverstanden im Grübeln,
Im Wort, in der Tat,
Unverstanden im Wirken
Auf eigenem Pfad.

Unverstanden im Sehnen,
In Leiden, in Glück,
Unverstanden in Tränen,
Unverstanden mein Blick.

Unverstanden im Freuen,
In Frohsinn und Scherz,
Unverstanden im Opfern,
Unverstanden das Herz.

Unverstanden im Lieben,
Unverstanden in Treu,
Unverstanden in allem —
Doch sei dem, wie's sei!

Unverstanden bleibt Christus,
Unverstanden sein Kreuz,
Wie der Meister, der Jünger —
Dies mein Trost, ja mein Reiz.

Verstanden im Leben,
Verstanden im Tod,
Ja, einer versteht mich
Und der ist: Gott!

A.Fr.v.Br. i. Monika.

Der alte Monteur Hartung stopfte nachdenklich den Tabak in seiner kurzen Pfeife mit dem Daumen fest. Dann tat er rasch einige schnelle Züge, daß der glimmende Brand, leicht knisternd, weiterfraß, und schaute kopfschüttelnd zu seinem Sohne hinüber, der ihm gegenüber am Tische unter der brennenden Hängelampe saß.

„Trotzdem werden sie's dir nicht glauben, Ernst. Sie tun nur so. Und immer werden sie hinter dir her sein, dich belauern und jeden deiner Schritte bewachen."

Und nach einer Pause fügte er hinzu:

„Daß auch gerade dir das passieren mußte. — Was wird nur die Mutter sagen?"

Ernst Hartung, der um den Kopf einen festen Gazeverband trug, so daß man von seinem vollen, krausen Haar nichts sehen konnte, und sein Gesicht unter dieser weißen Kappe krankhaft bleich erschien, schaute finster vor sich hin.

„Ich hoffe, die Mutter wird von meiner Schuldlosigkeit ebenso fest überzeugt sein, wie du", meinte er dumpf.

Und dann reckte er in plötzlich auflodernder Erregung die Arme aus und knirschte zwischen den Zähnen hervor:

„Wenn ich den Kerl hier zwischen meinen Fäusten hätte, der mir das angetan, ich würde ihn ..."

Er stockte und griff mit der Hand nach dem Hinterkopf.

Ein wütendes Stechen in der Wunde mahnte ihn, daß er sich vorläufig möglichst ruhig verhalten müsse.

Der Alte rauchte schweigend vor sich hin. Es gab über die traurige Geschichte kaum noch etwas zu besprechen.

Seit er vor einer Stunde aus der Fabrik heimgekehrt war, hatten sie ja von nichts anderem geredet.

Ernst Hartung nahm jetzt zum so und so vielten Male die Zeitung zur Hand und überlas wieder Wort für Wort den gesperrt gedruckten Artikel auf der ersten Seite.

„Ueberfall auf einen Kassenboten — 23 500 Mark geraubt", stand da auffallend groß als Ueberschrift und darunter:

„Als heute mittag gegen 11 Uhr der Kassenbote Ernst Hartung der Molkereigroßhandlung Warnach auf einem Geschäftsgang den dunklen Flur des Hauses Winterfeldstraße 24 passierte, wurde er von einem unerkannt entkommenen Täter von hinten zu Boden geschlagen und der Ledertasche beraubt, in der sich 23 500 Mark in Papiergeld und Gold befanden. Der Kassenbote hatte eine nicht unbedeutenden Wunde am Hinterkopf davongetragen und mußte auf die nächste Polizeistation gebracht werden, wo er sich jedoch bald erholte."

Dann folgten in kleinerem Druck folgende nähere Angaben:

„Zu dem aufsehenerregenden Raubanfall erfahren wir noch verschiedene Einzelheiten. Die Firma Warnach unterhält in der Stadt 23 Filialen. Dem dort beschäftigten Personal wird das Gehalt am letzten des Monats durch den Kassenboten der Firma, Ernst Hartung, ausbezahlt.

Dieser steht seit vier Jahren bei der Molkereigroßhandlung in Dienst und erfreut sich des vollsten Vertrauens seines Chefs. Wie regelmäßig jeden Monat, sollte er auch heute vormittag die Filialen aufsuchen und die Gehälter den Angestellten gegen Quittung aushändigen, außerdem auch noch einige größere Einzahlungen bei der Post erledigen.

Im ganzen bekam er 23 500 Mark mit, die er in eine mit einem Riemen zum Umhängen versehene verschließbare Ledertasche packte.

Um sich den Weg nach der nächsten Filiale abzukürzen, benutzte er einen Durchgang von der Bleibtreu- nach der Winterfeldstraße, der über den Hof der Speditionsfirma Engelke und weiter durch das Haus Winterfeldstraße 24 führt.

Als er den langen, dunklen Flur dieses alten Gebäudes passierte, erhielt er plötzlich von rückwärts einen starken Schlag auf den Kopf, so daß er für Sekunden die Besinnung verlor und kraftlos gegen die Wand taumelte.

Diesen Moment benutzte der Angreifer, durchschnitt den Lederriemen und eilte mit der wertvollen Tasche davon.

Als Hartung sich soweit erholt hatte, um Hilfe herbeirufen zu können, war der Täter längst verschwunden.

Herbeieilende Einwohner des Hauses benachrichtigten die Polizei, die dann den noch immer halb betäubten Kassenboten nach der nächsten Revierwache brachte, wo ein Arzt ihm die etwa

7 Zentimeter lange Wunde am Hinterkopfe vernähte.

Gleichzeitig wurden die Recherchen nach dem Täter mit allem Eifer aufgenommen, die jedoch bisher ohne Erfolg geblieben sind.

Man steht in diesem Falle insofern vor einem Rätsel, als es vorläufig unerklärlich ist, nach welcher Seite hin sich der Räuber auf seiner Flucht gewendet haben kann. Denn auf dem Hofe des Speditionsgeschäftes waren um die betreffende Stunde mehrere Arbeiter mit dem Reinigen der Möbeltransportwagen beschäftigt.

Sie haben aber mit Ausnahme des Kassenboten Hartung einen Fremden ebenso wenig über den Hof gehen sehen, wie die Steinsetzer, die gerade vor dem Hause Winterfeldstraße 24 den Bürgersteig ausbesserten, einen Mann bemerkten, der zu der fraglichen Zeit aus der Haustür von Nummer 24 trat.

Und nur diese beiden Wege hätte der Täter benutzen können. Auch sonst sollen noch mehrere Momente vorliegen, die dringend der Aufklärung bedürfen.

Hartung ist, nachdem er sich genügend erholt hatte, sofort von einem Kriminalkommissar vernommen worden, konnte aber nichts Wesentliches mehr angeben.

Anscheinend zieht die Polizei jedoch seine Angaben stark in Zweifel, zumal die Wunde an seinem Hinterkopfe eine so merkwürdige Lage hat, daß sie nach Ansicht des Arztes kaum von einem von rückwärts geführten Schlage herrühren kann.

Fortsetzung folgt.

WOLGA, WOLGA

Von Karl Fuß.

Drunten im Hof steht der Leierkastenmann. Sein Liederschatz könnte reichlicher sein — dieselben zerschlissenen Melodien kehren immer wieder. Es ist auch eine darunter, die man seit einigen Jahren von jedem Orgeldreher, der ein bißchen was auf sich hält, mit Sicherheit vorgesetzt erhält. Es gibt wohl auch irgend einen nicht sehr geistreichen Text darauf. Und man runzelt als gebildeter Mitteleuropäer die Stirn, wenn einem ein dutzendmal derselbe etwas schwammige Rhythmus aus jedem Hofwinkel entgegentönt.

Mir erweckt diese Melodie jedesmal seltsame Erinnerungen. Denn ich weiß: diese Weise gehört ursprünglich zu einem russischen Lied, zu dem russischen Lied, das ich hunderte und tausende Male von Warschau bis Wladiwostok singen hörte von bärtigen Soldaten und jungen Bauernmädchen, von betrunkenen Kutschern und geputzten Damen. Es ist das Lied vom Mütterchen Wolga. Das Lied vom Kosakenatamann Stenka Rjasin, der sein Weib, als ihm nach der Hochzeitsnacht seine Mannen weibische Weichheit vorwarfen, wütend, trotzig, beschämt packt und in die Wolga wirft, die „heimatliche Mutter, den russischen Strom":

Wolga, Wolga, matj rodnaja,
Wolga, russkaja rjeka ...

Und es ist mir in Erinnerung, da ich selbst, ein gutes Dutzend Jahre sinds nun her, als Kriegsgefangener, Verschlagener des Geschicks, auf Rußlands und Europas größtem Strom dahinfuhr, und wie ich damals, trotz aller trübseligen Stimmung, doch mit allen Sinnen die Wolga erlebte.

Ein Häuflein zerlumpter deutscher und österreichischer Kriegsgefangener, marschieren wir auf der Straße, die von Kasan, der Stadt der „Schwarzen Mutter Gottes", zum Wolgahafen führt. Grämliche Gesichter, verwildert im Umtrieb ständigen Unterwegs, müder Gang, stumpfe Blicke, träge Gebärden. Fast haben wir uns den russischen Wachsoldaten angeglichen, die in gelangweiltem Trott neben uns einherschlürfen, nachlässig geschulterten Gewehrs.

Da, auf einmal liegt der Spiegel des großen Stromes in breiter Majestät da und funkelt im Sonnenschein. Dampfer liegen am Ufer, auf der glitzernden Fläche flitzen die Segel dahin. Es werden noch einige Stunden vergehen, bis das Schiff, das uns aufnehmen soll, vollbefrachtet ist. Derweil stehen und sitzen wir am Hafen umher und nehmen mit vom Lagerleben ausgehungerten Sinnen dies Treiben von fast orientalischer Buntheit in uns auf, das an uns vorüberwogt: Eisenstangen in den Bauch des Schiffes. Seltsame, gurgelnde johlende Marktleute, geschniegelte Offiziere, elegante Weltdamen, Popen mit langwallenden Haaren, verwegene Matrosengestalten, Bauern in langschäftigen Stiefeln und roten Hemdblusen. Tatarische Lastträger verladen schwere Säcke und Laute fallen von ihren Lippen, indes sie im Takt die Lasten heben, zerren, stemmen, reißen, tragen, senken: Arbeitsrhythmen sind es, dumpfe Urlaute der Poesie. Keimzellen von Liedern ...

Endlich treibt man uns in den Schiffsraum hinunter zu Hirsesäcken, Fischfässern und Eisenstangen — wir sind ja Dinge wie sie. Zu einer Luke hinaus bahnen wir uns einen Weg ins Freie, richten uns ein zwischen Tauen, Schiffsgeräten und Zwischendeckpassagieren. Langsam gleiten wir ab vom Land, schwimmen hinaus in die Breite. Die Maschinen ratern, die Schrauben stampfen — oben auf Deck spielt eine Kapelle das Lied von Stenka Rjasin. Und die Soldaten und Bauern um uns summen mit, und wahrhaftig: auch uns geht die Melodie ins Blut, und im Rhythmus wackeln wir mit den Köpfen, schlagen den Takt mit den Beinen.

Ein Himmel von fast beängstigender Bläue wölbt sich über uns, so satt und hart ist seine Farbe. Niedrige Sandufer zu beiden Seiten, mitunter kaum mehr sichtbar im Dunst des aufdämmernden Abends. Die Sonne, eben noch ein böser Drache, stürzt sich ins Meer — nein; es ist ja der unermeßliche Strom — und ist tot. Aber schon steigt die braune Scheibe des Mondes auf und übergießt die Landschaft mit Licht. Näher schieben sich mählich die Ufer zusammen, fallen als waldige Höhen in den Strom ab.

Ich werde dich nie vergessen, du Märchennacht auf der Wolga! Grün und weiß und rot blitzen die Signallichter auf. Mächtige Flöße, schwimmende Städte, schieben sich an uns vorüber. Eine leichte Brise weht, flatternde Fetzen festlicher Musik trägt sie aus den obern Regionen des Schiffes an unser Ohr, indes wir traumverloren ins Dunkel starren und der fernen Heimat gedenken. Gleiten in dieser Nacht nicht auch Schiffe auf dem Rhein, der Elbe, dem Neckar? Einige tausend Kilometer westlich ...?

In den frischen Morgen fahren wir hinein, auf bewaldeten Höhen ragen prunkvolle Landhäuser, fruchtbar ist die Landschaft. Viele Männer und Frauen deutschen Geblüts wohnen hier an der mittleren Wolga, an der Schwelle Asiens, Menschen, die zäh ihr Volkstum, ja ihr Stammestum bewahrt. Samara, wo wir ausgeladen werden, ist ja auch großenteils eine deutsche Stadt seit Generationen.

Sage und Geschichte des russischen Volkes haben sich der Wolga bemächtigt. Sie ist der Rhein des Ostens, ist Schicksal und heiliges Symbol. Einst fuhren auf ihr die Barken der nordisch-waräg ischen Eroberer. Dschingis-Chans Flotte schaukelte auf ihren Wellen, Kosaken, Kalmücken, Tataren, Türken, Kirgisen kämpften um sie. Ströme Bluts mischten sich ihren Wassern. Und Stenka Rjasin auch, Held kecker und wehmütiger Sagen, befuhr die Wolga und opferte ihr sein Liebstes, um Held zu bleiben. Geheimnisvoll, fremd, dämonisch starrt uns das Antlitz Rußlands an, die Wolga aber ist die große Schicksalsfurche seiner Züge.

Der Leiermann orgelt immer noch drunten im Hof. Sein Haupt ist vornüber gesunken, mechanisch dreht die Hand weiter. Und wieder klingen zu mir jene Töne empor, die Melodie vom Mütterchen Wolga. Und ich summe sie mit und gedenke vergangener Tage ...

Ein Frauenherz

Von T. Ruygrok.

Mit kurzen, erregten Schritten ging Doktor van Merle in seinem Arbeitszimmer auf und ab, an den Sesseln vorbei, um den Rauchtisch, und dann wieder denselben Weg in gleichem nervösen Tempo zurück. Bei Jupiter, Herkules und Aeskulap! Was sollte er jetzt seiner Frau antworten?

Sie saß in einem Sessel, lächelnd und mit der ruhigen Sicherheit, um die er sie stets beneidete. Sie sah zu ihm auf, mit dem klaren Blick, mit dem sie ihn vierzig Jahre ermutigt, getröstet und liebevoll betreut hatte. Nur war der Blick jetzt doch etwas anders, weil darin nicht die Anerkennung seiner Ueberlegenheit als Arzt war, sondern eher eine fremde Auflehnung, die er sich nicht erklären konnte. Schon vor Jahren hatte er, sobald seine Frau über schnelle Ermüdung zu klagen begann, nach genauer Untersuchung die Diagnose gestellt: ihr Herz war angegriffen, und bei jeder außergewöhnlichen Aufregung konnte das Schlimmste eintreten. Mit vorsichtigen Worten hatte er ihr dies damals gesagt und seitdem alles getan, was er konnte, um ihr jede Erregung zu ersparen. Sie hatte das begriffen und sich mit ihrem lieben Lächeln damit abgefunden, Jahre und Jahre, — nur jetzt nicht.

In zehn Tagen sollte sie ihren Hochzeitstag begehen, und er als Arzt hatte bestimmt, daß sie auch diesen Tag ruhig zusammen verbringen sollten, ohne äußere Festlichkeit, und selbst ihrem Wunsche, alle Kinder bei sich zu sehen, hatte er sich mit hartnäckiger Entschlossenheit widersetzt. Er hatte wohl ihren seltsam fragenden Blick bemerkt und ihr schmerzliches Erstaunen gefühlt, aber er war, um nicht nachgiebig zu werden, plötzlich aufgesprungen und hatte seinen ruhelosen Gang durch das Zimmer begonnen. Einen Augenblick lang hatte er sich schwach gefühlt und hatte ihr sogar, in einer unbesonnenen Aufwallung, alles von Annie und Paul erzählen wollen, aber Gott sei Dank hatte er geschwiegen. Sie durfte es nicht wissen, daß seit einem Monat zwischen ihrer Tochter Annie und ihrem Manne nicht mehr alles so war wie früher. Seit gestern nachmittag hatte er klaren Einblick in Annies Lage erhalten und hatte er die unerschütterliche Geduld seiner Tochter bewundert, mit der sie an die Rückkehr